

# Miszellen

Kurt Mueller-Vollmer

## Mitteilungen über die Teilbarkeit des Ich

### Subjekt, Sprache, Denken, Welt

#### 1.

a. Schon Friedrich Schlegel wunderte sich, warum Fichte seine *Wissenschaftslehre* an „die Geschichte eines Ich gebunden“ hatte, „da er es doch im Naturrecht nicht so gemacht hatte“. Eine nach vorwärts gerichtete Prophetie ohne Frage, denn die „Geschichte des Ich“ der *Wissenschaftslehre* hat uns, weit entfernt davon, eine Apotheose des neuzeitlichen Subjekts darzustellen, gerade die siamesischen Zwillinge des Saussureschen Zeichenbegriffs und damit auch die unabdingbaren Ingredienzen des postmodernen „Theorie“ Diskurses beschert, wie er heute bis in die letzten dekonstruktivistischen Mittelseminare auf beiden Seiten des Atlantik hinein sein Unwesen treibt. Dem Naturrecht Fichtes dagegen, wo der Autor es „nicht so“, sondern eben ganz anders gemacht hat, verdanken wir dafür die jener postmodernen Doktrin so teutonisch gründlich entgegentretende Theorie kommunikativen Handelns, die an die Stelle des bewußtseinsbegründeten Subjekts das Prinzip der Interaktion, wie es, in der aus der fichteschen „Wechselwirkung“ auf dem Umweg über das Englische nunmehr zeitgemäß modernisierten Terminologie heißt, gesetzt hat.

b. Daß heute nichts mehr ohne die Sprache läuft, ist eine der stillschweigend übernommenen Quintessenzen frühromantischen Denkens. Die vielberedete Subjektivität, wie sie unsere postmodernen Dogmatiker den romantischen Autoren so gern als deren unabänderliches, gleichsam metaphysisches Vitium anheften, hat es nur in dem Maße gegeben, als sie in dem symphilosophischen Diskurs der Epoche als purer Aus- und Auflösungsbegriff auftritt. Das geschieht genau in dem Augenblick, wo Fichte als Resultat seiner *Wissenschaftslehre* die Unmöglichkeit ihrer subjektiven Selbstbegründung

erklärt und in seiner *Grundlage des Naturrechts* von 1798 die Epistemologie ganz auf den Boden der Praxis, d. h. der wechselseitigen Ich-Du-Konstituierung, stellt: „Alle anderen Versuche, das Ich im Selbstbewußtsein zu deduzieren, sind verunglückt, weil sie immer voraussetzen müssen, was sie deduzieren wollen.“ Wird das zugrundeliegende Kommunikationsverhältnis der „Wechselbegriffe“ von Ich und Du nun auch eigens vom Standpunkt der Sprache her gefaßt, so ist damit der Moment der Auflösung des „neuzeitlichen“ kartesischen Subjektbegriffs eingetreten. Genau das geschieht in dem Sprachdenken Wilhelm von Humboldts, das den Prozeß der Ich-Du-Welt Konstituierung als Sprechakt begreift und in die Vielheit der unterschiedlichen Sprachen hinein verfolgt.

## 2.

Descartes dagegen sieht die Sprache als bloßes Mittel der Kommunikation, das immer dann eingesetzt wird, wenn die bereits erkannte Wahrheit einem anderen Subjekt übermittelt werden soll. Als Vehikel der Wahrheitsübermittlung hat sie zwar Teil an der menschlichen Vernunft (so sind die Tiere, denen es nach Descartes an Vernunft fehlt, folglich auch sprachlos), doch bedarf das Denken zur Erkenntnis der Wahrheit keiner Sprache. Nehmen wir aber einmal an, das Ich könnte die in dem *Diskurs über die Methode* beschriebenen Denkoperationen, angefangen vom Akt des bewußten Zweifelns bis hin zur Setzung der Zweifelhait von *res cogitans* und *res extensae*, völlig sprachunabhängig vollziehen, so würde dies dem Denken überhaupt nicht von Nutzen sein. Denn ohne sprachliche Mitteilung könnte sich niemand von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser mentalen Operationen, ihrer Prämissen, ihres Vollzugs oder gar ihrer Schlußfolgerungen, überzeugen. Schlimmer noch, in der Sprachlosigkeit seines Ich befangen, könnte der Denkende nie sicher sein, die gleichen Denkoperationen je wiederholen zu können, d. h. sich ihrer Wahrheit zu vergewissern, wenn der erforderliche Denkweg nicht zuvor sprachlich fixiert, Schritt für Schritt, für sein Denken wiederholbar gemacht wäre. Da er sich im Wiederholen der Wahrheit (oder Unwahrheit) seines Denkens versichert, ist die Wahrheit für ihn nur mittels ihrer potentiellen Wiederholung im Gedachten. Das heißt, mittels der Sprache können wir wieder-holen, was sonst unwiederholbar bliebe.

## 3.

Allerdings ist auch Fichtes *Wissenschaftslehre* von 1794 keineswegs jene renitente Sackgasse des Subjektivismus, als die sie von unseren neuzeitlichen Dogmatikern immer wieder ausgegeben wird, sondern löst gerade den von Descartes überkommenen Begriff eines substanzhaften Subjekts auf in der Bündelung reiner Aktivitäten des Setzens – und das unter Ausschaltung der Annahme eines urhebenden Ich. Die Fichtesche Argumentation gipfelt in der scheinbar paradoxen Aussage des: „Ich setze im Ich, dem teilbaren Ich ein teilbares Nicht-Ich entgegen.“ Der Begriff der Teilbarkeit substituiert die in der kantischen Lehre von der transzendentalen Apperzeption ausgedrückte Vorstellung einer allen Akten vorgängigen und kontinuierlich unterliegenden Einheit des *Ich-denke*, also des begründenden Subjektbewußtseins. So stellt Fichte denn lapidar fest: „Wir haben die entgegengesetzten Ich und Nicht-Ich vereinigt durch den Begriff der Teilbarkeit.“

Das fichtesche Selbstbewußtsein, das Ich, konstituiert sich in Bezug auf das Nicht-Ich, die Welt, zwar durch Akte einer Synthese. Dieser Terminus aber ist nur ein anderer Ausdruck für das Prinzip der Teilbarkeit. Das Wesen des Ich, seine Konstitution, beruht auf seiner Teilbarkeit, d. h. Segmentierbarkeit. Wo immer Selbstbewußtsein ist, findet Segmentierung statt, das menschliche Selbstbewußtsein ist nichts anderes als ein Bündel von Segmentierungsvorgängen. Das Ich ist als segmentierendes, welches in sich das segmentierte Nicht-Ich in ständiger Segmentierung sich als gegenüber setzt. In diesem doppelten Vorgang der Segmentierung ist demnach dreierlei zu unterscheiden: 1) Die Ich-Segmentierungen, 2) Die Nicht-Ich Segmentierungen, 3) Die Entgegensetzung der Ich-Segmentierungen (Subjekt) und Nicht-Ich Segmentierungen (Objekt).

Dieser Prozeß der wechselseitigen Subjekt/Objekt Konstituierung, den Fichte in der *Wissenschaftslehre* von 1794 den Zeitgenossen paradigmatisch als transcendental-epistemologisches Problem dargestellt hat, wird von Humboldt von vornherein auf die Sprache bezogen, als sprachlicher Vorgang aufgefaßt und demnach in sprachliche Verhältnisse und Termini umgesetzt. Während noch Herders Versuch, in der *Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft* von 1799 die kantischen Kategorien in sprachliche umzudenken, nur wenig Glück beschert ward, gelang es Humboldt bereits 1795 in den Thesen „Über Denken und Sprechen“, seiner sprachphilosophischen Bestandsaufnahme der Positionen der zeitgenössischen Philosophie und der *Wissenschaftslehre* insbesondere, den fichteschen transzendentalen

Setzungsvorgang als einen im Grunde sprachlichen Prozeß aufzufassen und die dort aufgeworfene Problematik der Ich-Konstitution von der Sprache her neu zu bedenken.

## 4.

Gegen das welt- und sprachlose Ich der Kartesianer und subjektiven Idealisten argumentiert Humboldt, daß auch das reinste Denken nie anders als „mit Hilfe der allgemeinen Formen der Sinnlichkeit“ zustande kommen könne, denn „nur in ihnen können wir es auffassen und gleichsam festhalten“. Das genau leistet die Sprache, die mit „sinnlichen Bezeichnungen“, d. h. linguistischen Zeichen, den Doppelprozeß der Segmentierung unterhaltend, den amorphen Strom des Denkens in kleine Einheiten und Abschnitte unterteilt, diese wieder zu größeren „Portionen des Denkens“ vereinigt, um diese Konfigurationen dann wieder „einzeln . . . untereinander, alle zusammen aber, als Objecte, dem denkenden Subjecte entgegensetzen“. Die beiden Reihen der Segmentierung vereinigen sich in der „sinnlichen Bezeichnung“, dem sprachlichen Laut, der das Grundelement der menschlichen Rede darstellt. Die eigentliche Leistung der Sprache besteht daher in dem, was die moderne Linguistik in der Nachfolge von de Saussure als „Prinzip der doppelten Artikulation“ bezeichnet hat. Im Akt der Rede werden zwei gänzlich heterogene Sphären einer Strukturierung unterworfen und miteinander verbunden: die des aus dem Fluß der natürlichen Stimme abgeschiedenen artikulierten Lauts, des Signifikanten, und der mit ihr im Akt des Sprechens verknüpften, dem amorphen Strom des Bewußtseins durch Ab-teilung abgewonnenen gedanklichen Vorstellung, dem Signifikat. Wenn auch Saussure in seinem *Cours de la Linguistique Générale* seinem Vordenker bis in die sprachlichen Formulierungen hinein verpflichtet bleibt – *La pensée, chaotique de sa nature, est forcée de se préciser en se décomposant . . . la langue élabore ses unités en se constituant entre deux masses amorphes* –, so läßt er es bei dem einmal aufgefundenen siamesischen Zwillingsbegriff des sprachlichen Zeichens bewenden. Eine *Parole* ohne Sprecher tritt dafür bei ihm auf den Plan, und in ihrem Gefolge entstand das Gerede vom endlosen, willkürlichen Spiel der Signifikanten, welches das neuzeitliche metaphysische Subjekt, den „Menschen“ gar, als ein ephemeres Nichts zu entlarven vorgibt, in Wahrheit aber nur die Apotheose des kartesianischen Aussagesubjekts darstellt, das sich mit seiner Herrschaftslogik in dem Subjekt des Linguisten und der

ihm folgenden theoriebeflissenen Kulturkritiker blindwütig eingenistet hat. Bei Humboldt dagegen ist der Akt der Rede, der sprachlichen Artikulation, zugleich ein Akt der Selbstbewußtwerdung, der Reflexion. Selbstbewußtsein entsteht, da diejenigen Teile der Bezeichnungssegmente (Signifikanten), die unser Denken in unterscheidbare Abschnitte (Einheiten) ordnen, eben nicht nur unter sich Differenzen bilden, sondern als eine gegliederte Masse dem artikulatorischen, Unterschiede setzenden Sprachakt gegenüber tretend, selbst als unterscheidende Differenz begriffen werden müssen. Damit entspringt in dem sprachlichen Akt des Denkens in wechselseitiger Entsprechung die Unterscheidung von Subjekt und Objekt.

## 5.

Konnten auch die Wechselbegriffe von Subjekt und Objekt auf diese Weise aus dem sprachinternen Verhalten des Denkenden-Sprechenden selbst abgeleitet werden, so fällt hier der Sprache als *systema constituens* ein unverhältnismäßiges Gewicht zu, und sie wird dabei leicht zur mystischen je-nachdem Geburts- oder Todesfabrikantin des menschlichen Subjekts erklärt, wie das gängige Gerede der Postmodernisten uns zur Genüge beweist. Erst der Begriff der Rede, wie Humboldt ihn durch die radikale Transformation des fichteschen Modells der Wechselwirkung von Ich und Du aus dem *Naturrecht* in den Modus der Sprachhandlung vornimmt, enthebt uns vollends dem Bannkreis des kartesianischen Subjektivismus und seiner postmodernen Spielarten.

## 6.

Als Humboldt 1829 aus einem umfangreichen Manuskript den Text für einen im selben Jahr an der Berliner Akademie zu haltenden Vortrag „Über die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen in einigen Sprachen“ zusammenstellte, blieb bei dem textlichen Transfer ein kurzer, dem oberflächlichen Leser zunächst unscheinbar vorkommender Satz, unberücksichtigt: „Man braucht dann das Darstellende nur vom Dargestellten, nicht von einem Empfangenden und Zurückwirkenden zu unterscheiden.“ Er bezieht sich auf eine bestimmte Auffassung der Sprache und eine Einstellung zu ihr, in welcher die Pronomina der ersten und zweiten Person einzig

von einem logischen Standpunkt her betrachtet werden, und so das durch die Rede ins Werk gesetzte lebensweltliche Ich-Du Verhältnis verdeckt wird. Rückten wir den Satz wieder an die Stelle, die er in dem zugrundeliegenden Manuskript einnimmt, so lesen wir:

„Solange man nur das Denken logisch, nicht die Rede grammatisch zergliedert, bedarf es der zweiten Person gar nicht, und dadurch stellt sich auch die erste verschieden. Man braucht dann das Darstellende nur vom Dargestellten, nicht von einem Empfangenden und Zurückwirkenden zu unterscheiden.“

In Aussagen wie dieser kommt Humboldts fundamentale Kritik an der subjektbezogenen Philosophie und Wissenschaftsauffassung an den Tag. Die auf der Subjektphilosophie Descartes aufbauende Linguistik zergliederte als *grammaire raisonnée* die menschliche Rede nach den Maßstäben des Denkens logisch und nicht „grammatisch“ sprachlich und mißachtete dabei die Natur der Rede. Das zeigt sich vor allem darin, daß die kartesianische Grammatik der 2. Person überhaupt nicht bedarf, um die logische Grundstruktur der Sprache zu erstellen. Sowohl erste als auch zweite Person werden bei ihr auf den bloßen Subjektbegriff reduziert, dem nun prädikativ beliebige Objekte zugesprochen werden können. Alles wahre Wissen – auch das über die Sprache – hat dieser logischen Struktur von Subjekt-Praedikat-Objekt zu gehorchen. Humboldt aber hat die Anwendung der Subject-Praedikat-Object Logik auf die Sprache als einen verhängnisvollen Irrtum erkannt. Nicht nur, daß innerhalb dieses Schemas der in der zweiten Person angesprochene andere, das Du, für die logische Struktur und die Validität des Erkenntnisprozesses ohne Belang ist, sondern es wird damit auch die erste Person „verschieden“, d. h. zum bloßen Aussagesubjekt reduziert, von vornherein falsch und gar nicht mehr eigentlich als erste Person aufgefaßt. Die kartesianische Denkkonstruktion, auf der unser neuzeitliches theoretisches und praktisches Denken beruht, stellt eine Misrepräsentation und Verstellung der zugrundeliegenden Verhältnisse der menschlichen Rede dar, eine Konstruktion, durch welche der Sprache und der menschlichen Wirklichkeit Gewalt angetan wird. Die auf diesem Denkansatz errichtete Sprachwissenschaft hat diese Gewaltkonstruktion verfestigt und weiter ausgebaut, indem sie die Zergliederung der Rede nach dem logischen Schema von Subjekt, Praedikat, Objekt vornahm und die Rede auf dieses Schema reduzierte. Unter ihrer Herrschaft wurde sie zum Instrument, die lebende Rede und den Organismus der Sprachen, insbesondere der unterjochten nichteuropäischen amerikanischen Völker, auf das Prokrustesbett der lateinischen Grammatik zu spannen und so zu beherrschen.

Der Humboldtsche Ansatz dagegen ist auf die in der Sprache selbst angelegten Strukturen ausgerichtet, durch die die Realität der Menschheit sich sprachlich artikuliert, d. h. wo die Sprache zum Ausdruck und Medium fundamentaler menschlicher Beziehungen wird, wie sich dies in dem Gebrauch der ersten und zweiten Person kundtut. Im Anreden eines Du und in dessen Erwiderung konstituieren sich Sprecher und Erwiderer als wechselseitige Ich und Du. Die menschliche Rede ist nicht als kartesisches Subjekt/Objekt Konstrukt zu begreifen, sondern nur dadurch, daß sie in der durch sie gestifteten „Gemeinschaft zwischen Mensch und Mensch“ immer voraussetzt, „daß der Sprechende, sich gegenüber, einen Angeredeten von allen Andren unterscheidet“.

## 7.

Wenn sich im Medium der Sprache die Ich-Du Setzung vollzieht, so vertritt die Sprech- und Verstehenshandlung bei Humboldt nun nicht länger den fichtischen Ich-Akt der Selbstsetzung, wie ihn die *Wissenschaftslehre* beschrieben hatte. Will man den Terminus des Setzens überhaupt beibehalten, so läßt sich seine Bedeutung nicht mehr im Sinne der subjektfundierten Aussagelogik verstehen, sondern einzig so, daß Ich, Du und das beiden gemeinsame Er (Es) der Welt in dem verbindend verbindlichen Redeakt sich erkennend, ihre Anerkennung finden. Die Sprache, indem sie Ich und Du verbindet, ermöglicht das Selbstbewußtsein beider in ihrem Bezug auf die Welt. Ich und Du können sich somit zugleich Subjekt und Objekt sein. Damit ergibt sich auch die Möglichkeit, den anderen, das Du, ausschließlich als ein Er (Es), oder bloßes Objekt zu nehmen. Wenn damit auch die Möglichkeit der Sprach- und Herrschaftslogik à la Descartes in der Konstitution der Rede von vornherein mitangelegt ist, so wird doch in der humboldtschen Ursprechsituation im Gegensatz zur kartesischen Aussagelogik kein „Du“ durch das Subjekt als ein ihm zu seiner Selbstkonstitution notwendiger, mit Bewußtsein ausgestatteter Gegenstand, gesetzt. Denn dann wäre das Du von vornherein als bloßes Objekt genommen, auf alle Ewigkeit dazu verdammt, Objekt bleiben zu müssen, dem auch keine nachträgliche Reflexion wohlmeinender Transzendental-Philosophen mehr den Hauch des Lebens einzuflößen vermag.